Im Wirkungskreise der Frauen.

Eine kleine Aufmerksamkeit.

„Ein paar Blümchen!" „Ein bischen Konfekt!" „Ein kleines Spielzeug für das Kind vom Hause!"

Alle Welt klagt über eine wachsende Verteuerung des Daseins. Die Preise für Lebensmittel, Kleidungsstücke, Wohnungsmiete und Arbeitslöhne sind im beständigen Steigen begriffen und die mittleren Volksklassen fechten den härtesten Kampf aus. In einzelnen Familien wird er zu einem dauernden Rechenexempel. Die Konkurrenz der Frauen und Mädchen auf dem Arbeitsmarkte wurde zu einem unbedingten Erfordernis der allgemeinen Verteuerung. Es hieß eben, den Mann — sei er nun Vater, Gatte oder Bruder — durch Mitverdienen zu unterstützen oder sich selbständig und unabhängig zu machen.

Die Grundlage jeder Haushaltsführung muß immer und immer wieder eine richtige Aufstellung des Wirtschaftsetats sein. Da sind vorerst die Einnahmen mit den Ausgaben in Einklang zu bringen. Miete, Steuern, Versicherungen, Schulgeld, ärztliches Honorar, die Kosten für Essen und Trinken, für die Kleidung aller Familienglieder sind dauernd in den Anschlag zu setzen und unabänderlich notwendig. Darum sind sie auch zuerst von den Einnahmen abzuziehen. Von dem, was danach übrigbleibt, können die eventuellen Nebenausgaben, die oft genug so wichtig wie die laufenden sind, bestritten werden. Zu ihnen gehören: Löhne für Dienstboten und deren Erhaltung, Reisen, Geschenke und Gastlichkeit und eventuelle Vergnügungen. Im Grunde genommen sind auch diese Kosten notwendige. Der Mensch, der in Gemeinschaft mit Familien und anderen Menschen lebt, kann sich nicht abschließen. Er muß Verkehr pflegen. Berufsarbeit, häusliche Pflichten, wie überhaupt der ganze Alltag als solcher allein, verlangen ein Ausspannen, eine Veränderung der Luft und des Schauplatzes, eine körperliche und geistige Auffrischung und Anregung. Darum sind Reisen, Theater- oder Konzertbesuche, Bibliothek- und Zeitungsabonnements durchaus nicht immer ein überflüssiger Luxus, sondern eine absolute Notwendigkeit. Als einzige Rubrik, die in den Wirtschaftskonten vielleicht zu streichen wäre, blieben demnach die „Geschenke" übrig.

Geburtstage, Weihnachten, Taufen, Einsegnungen und Hochzeitsfeste werden in fast allen Familien von Geschenken begleitet. In den meisten Fällen werden praktische Wünsche berücksichtigt und Gaben gespendet, die in dem Besitzstande des Beschenkten fehlten. Dadurch werden ihm Ausgaben erspart, und da bei der nächsten Gelegenheit wieder aus dem Empfänger ein Gebender wird, so balanziert beinahe immer das Ausgabenbudget der Verwandtschaft nach dem allen Motto: „Wie du mir, so ich dir." Denn das kleine Geschenkchen des minder Begüterten drückt ihn verhältnismäßig genau so hart wie die große Ausgabe den reicheren Schenker. — Die Volkswirtschaft ist ohne diesen Geschenkaustausch kaum denkbar, und ein Nachlassen desselben in schlechten Zeiten macht sich in Handel, Industrie und Kunstleben bald unangenehm fühlbar.

Nach all diesen Erwägungen bliebe aber kaum noch die Möglichkeit zu sparen übrig. Das ist ein Trugschluß! Man sehe langsam seine Ausgabenbücher durch, und man wird beim Nachrechnen sehr bald mit Erstaunen zwei Posten wahrnehmen, die auf die Endsumme außerordentlich vermehrend wirken. Es sind, einzeln genommen, kleine, nicht nennenswerte Beträge. Und diese stellen die sogenannten kleinen Aufmerksamkeiten dar. Mitbringsel von Reisen, die das Budget kürzen, Gedankenarbeit und Lauferein erfordern und schließlich meist überflüssige und nutzlose Dinge sind, gehören zuerst dazu. Nach ihnen aber kommen unmittelbar die kleinen Geschenke, die man bei Besuchen in die Häuser trägt. Jeder Verkehr wird in Großstädten durch Fahrgeld und Trinkgeld ohnehin schon kostspielig. Der Besucher bringt seine Liebe, seine Unterhaltungsgabe mit und findet sich trotzdem noch sehr oft in der Lage, die Freude über sein Kommen durch anmutende Geschenkchen gewaltsam zu erhöhen. Er zahlt einen freundlichen Empfang, eine eventuell genossene Mahlzeit auf Umwegen durch eine Blumenspende, ein Kästchen Konfekt oder etwas mitgebrachte Lektüre. Um Kinder und Eltern zu gewinnen, bringt er ein kleines Spielzeug, ein Täfelchen Schokolade mit und vergißt, daß all diese Kleinigkeiten einzeln wenig, aber zusammengerechnet recht viel kosten. — Gewiß liegt es in dem Charakter der meisten Menschen, solche Gaben nicht als Opfer, sondern als eigene Freude, als Auslösung eines Herzensbedürfnisses aufzufassen. Sie empfinden den Augenblick der Ueberreichung ihrer Spende als ein Geschenk für sich selbst oder als einen ihnen notwendig erscheinenden Ausgleich empfangener Gastlichkeit. Die Zeitlage erfordert es, dem ethischen Moment dieser leuten, kleinen Aufmerksamkeiten das wirtschaftliche gegenüberzustellen. Man bedenke die Schlußrechnung am Jahresende! Es ist notwendig, Besuchern und Besuchten diese Erwägungen vorzuhalten. Vielleicht gelingt es dem beiderseitigen Herzenstakt, die Gastlichkeit weniger kostspielig zu gestalten.

Naiv.

„Mama, ich lerne zu Deinem Geburtstage heimlich ein Gedicht auswendig!"

„O, das hättest Du mir aber nicht vorher sagen dürfen!"

„Ja, ich wollte Dich nur fragen, ob Du es mir nicht einmal abhören willst?"

Die Behandlung wollener Wäsche.

Die Wolle wird immer knapper und infolgedessen auch immer teurer. Es liegt deshalb im Interesse jeder sparsamen Hausfrau, die vorhandenen Wollsachen, seien es Strümpfe, Untersachen, Decken oder Kleider, durch möglichst schonende Behandlung vor frühzeitigem Verderben zu schützen und eine recht lange Dauerhaftigkeit dieser Gegenstände zu erzielen. Insbesondere muß ständig darauf geachtet werden, daß sich keine Motten festsetzen, dann aber muß für richtiges, sachgemäßes und schonendes Waschen Sorge getragen werden. Am besten ist es, man wäscht empfindliche Sachen selbst oder läßt sie mindestens unter Aufsicht im Hause waschen.

Wollene Decken kann man tadellos selbst waschen. Man löst ¼ Pf. weiße Terpentin (Salmiak)-Seife in etwa 12 Quart warmem Wasser auf und fügt für weiße Decken etwa drei Löffel Borax, für farbige drei Löffel Ammoniak hinzu. In dieser Lösung wäscht man die Decken, spült sie in warmem Wasser nach und trocknet sie im Schatten. Oder man bereitet sich eine handwarme Lauge aus 20 Quart Wasser, sieben Eßlöffeln Terpentin, ebensoviel Ammoniak und vier Teelöffeln Borax. Diese Lauge macht jeden Seifenzusatz entbehrlich.

Auch die zartfarbigsten Kinderkleider und Wollenblusen lassen sich in dem immer noch nicht genügend geschätzten Bohnenwasser reinigen, und werden wieder wie neu. Man gießt von den gekochten weißen Bohnenkernen, die man als Brei oder Suppe sehr gut verwenden kann, die Brühe ab, läßt sie abkühlen und gibt die Bluse hinein. Sie muß ungefähr eine halbe Stunde darin liegen, doch schadet es selbst den empfindlichsten Farben nicht, wenn die Bluse mehrere Stunden in dem Bohnenwasser bleibt. Man drücke sie sanft in der Brühe durch und spült sie so oft in reinem Wasser, bis dieses ganz klar bleibt, drückt sie vorsichtig, ohne sie zu wringen aus, und legt sie zwischen zwei trockene Tücher, die man zusammenrollt. Die also gewaschenen Wollsachen plättet man dann, wenn sie halbtrocken sind. Weiße wollene Blusen werden tadellos, wenn man sie in Molken wäscht, die man ein wenig erwärmt. Jeder Schmutz, sogar Tintenflecke, lösen sich darin auf. Man nimmt zuerst einen Teil der Molken und benutzt den Rest kalt zum Nachspülen. Auf diese Weise gewaschen, bleiben die Blusen schön weiß und bekommen nicht jenen unerwünschten gelben Schimmer, der ihnen bei anderen Waschmethoden so leicht anhaftet. Unseren Leserinnen auf dem Lande ist besonders dieses Waschmittel zu empfehlen.

Weißer oder cremefarbiger Cheviot läßt sich gleichfalls im Hause waschen, wenn man das richtige Verfahren kennt. Gute Kernseife wird in kochendem Wasser aufgelöst, dem vorher eine Messerspitze voll Soda zugesetzt wurde. Nun bereitet man sich eine Lauge aus lauwarmem Wasser, gibt etwas Soda und so viel von der Seifenlösung hinein, bis es gut schäumt. Man bürstet zunächst den zu waschenden Gegenstand, Kleid, Rock oder Bluse, mit einer reinen Wurzelbürste und drückt ihn dann durch die Lauge. Nun folgt ein zweites Seifenbad und dann spülen in lauem Wasser mit etwas Sodazusatz. Dann spült man noch einmal oder zweimal in kaltem Wasser nach, und zuletzt gibt man vorsichtig einige Tropfen Schwefelsäure in etwa drei Eimer kaltes Wasser und spült den Gegenstand ungefähr zwei Minuten lang darin. Nach diesem Schwefelbad muß der gewaschene Gegenstand noch durch frisches Wasser gezogen und in einem letzten klaren Spülwasser eine halbe Stunde liegen bleiben, ehe er aufgehängt werden kann. Bei leichteren Stoffen dieser Art — beispielsweise weichem, ganz feinem Cheviot oder Wollmusselin — ist eine dünne Stärkelösung zum Schluß empfehlenswert.

Während im allgemeinen als Regel gilt, Wollsachen dürfen nicht in kaltem Wasser sieden, gibt es doch Waschregeln, die diesem Grundsatz widersprechen, und zwar gleichfalls an Hand von langjährigen Erfahrungen. Man bereitet sich eine warme Seifenlauge, in der man die Wollsachen wäscht. Dann wringt man sie gut aus und wäscht sie nochmals in einer zweiten Seifenlauge. Hierauf folgt eine Spülung in kaltem klaren Wasser, und dann gibt man die Wollsachen in eine Wanne oder einen Eimer mit kaltem Wasser, dem eine gute Handvoll Kochsalz zugesetzt wird. In diesem Wasser bleibt die Wäsche über Nacht stehen und wird am folgenden Morgen nach gutem Durchspülen aufgehängt, doch nicht in der Nähe des Ofens. Wringen soll man bei gewirkten Geweben vermeiden.

Zum Waschen von wollenen Sweaters und Strümpfen nehme man niemals heißes, sondern stets warmes Wasser, am besten Regenwasser. Es ist empfehlenswert, die Seife im Wasser aufzulösen, oder eine Abkochung von Quillajarinde zu benutzen. Das direkte Auftragen der Seife auf die wollenen Sachen hat das gefürchtete „Verfilzen" zur Folge und muß deshalb von jeder praktischen, sparsamen Hausfrau vermieden werden. Sehr anzuraten ist das Hinzufügen von etwas Ammoniak. Dadurch wird, im Gegensatz zu der schädlichen Soda, das Zusammenlaufen sowie das Abfärben vermieden. Die Sweaters werden zweimal lauwarm gespült, ausgedrückt, der Form nach gezogen und möglichst im Freien getrocknet.

Unsre größten Freuden sind und bleiben die, die unsren größten Enttäuschungen vorangehen.

„Scout Girls" und Mitglieder von Einmach-Klubs wohnen einer Unterrichtsstunde im Einmachen von Mais bei.

Meine kleine Freundin.

Ein Idyll ohne Worte von **Otto Metterhausen.**

Das heißt, eine Liebesgeschichte ist es ganz und gar nicht. Wir haben nie im Leben ein Wort miteinander gewechselt. Ich weiß nicht einmal, wie „sie" hieß, und sicher kennt sie meinen Namen ebensowenig. Aber gesehen haben wir uns damals — es sind schon verschiedene Jährchen her — fast täglich. Wie man sich so sieht in der Großstadt. Wenn man da Tag für Tag um dieselbe Zeit denselben Weg machen muß, begegnet man eben stets denselben Leuten, die ebenfalls ihr Beruf oder Amt um die gleiche Zeit den gleichen Weg gehen läßt.

An Hunderten, Tausenden hastet man achtlos vorüber — hundert- und tausendmal. Dutzendgesichter, gleichgültige Menschen — wer achtet auf die? Aber unter den Massen tauchen doch ab und zu so einige besondere Typen auf, die allmählich unser Interesse erregen.

Der erste, der mir allmorgendlich begegnete, wenn ich von Borgfelde über St. Georg nach Hamburg hineinwanderte, war ein alter asthmatischer Rentner, der in der großen Allee seinen ebenso asthmatischen Mops spazieren führte. Ein drolliges Paar. Herr und Hund — beide fürchterlich verdrießlich dreinschauend und von verblüffender Aehnlichkeit nicht bloß im Gesicht, sondern auch in ihrem watschelnden, breitbeinigen Gang.

Dann kam in der Gegend der Gewerbeschule ein langaufgeschossener, blasser Jüngling, der seine unglaublich dünnen Arme und Beine mit einer geradezu beängstigenden Hast durcheinander schlenkerte, so daß ich stets in Sorge war, die Gliedmaßen könnten sich im nächsten Augenblick zu einem unentwirrbaren gordischen Knoten verheddern. Da die Geschichte aber immer gut abging, so habe ich mich schließlich beruhigt und angenommen, der junge Mann sei ein Dichter, der seine Verse skandierte.

Dann endlich, an der Ecke des alten Berliner Bahnhofes, traf ich — sie. Allerdings, ein „besonderer Typ" war sie ganz und gar nicht. Ein süßes kleines Mädel, frisch und rosig, nicht von der abscheulichen Blässe der Großstadtkinder. Aus dem hübschen Gesichtchen sahen ein Paar große blaue Augen unschuldig in die Welt, und unter dem einfachen Pelzbarett, das sie im Winter, oder dem Strohhütchen, das sie im Sommer trug, quoll eine Fülle blonder Locken hervor, die, wenn der Wind in ihnen spielte, das Köpfchen mit einem förmlich knisternden Strahlenkranz umgaben. Dazu eine mittelgroße Gestalt von schönstem Ebenmaß und ein leichter, federnder Gang.

Es ist beim besten Willen nicht zu verlangen, daß man an so etwas vorbeiguckt. Das tat ich auch nicht. Im Gegenteil, ich genoß an jedem neuen Morgen mit harmlosem Behagen den freundlichen Anblick und, wenn wir uns, wie das hin und wieder auch vorkam, einmal nicht begegneten, dann — nun ja — dann fehlte mir etwas.

Wochenlang ging sie achtlos an mir vorbei wie an tausend anderen Menschen, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Aber dann begegneten sich eines Tages unsere Blicke, die ihren absichtslos, flüchtig, gleichgültig. Aber sie mußte wohl in meinen Blicken irgend etwas entdeckt haben, was ihre Aufmerksamkeit erregte, denn ihrem ersten Blick folgte ein zweiter, erstaunt, verwundert, vielleicht empört, als wollte sie sagen: „Was hat der mich anzugucken? Was fällt ihm ein?" Doch dann waren wir schon aneinander vorüber.

Am nächsten Tage bemerkte ich schon auf zwanzig Schritt, wie ihre Augen mich forschend musterten. Ich hielt mutig dem Blicke stand. Dann wanderten ihre Augen an meiner Person herunter vom Kopf bis zu den Füßen und wieder herauf von den Füßen zum Kopf, und mit einem Ruck drehte sich das niedliche Trotzköpfchen zur Seite. Die roten Lippen schürzten sich zu einem leichten Schmollen und formten, lautlos, aber deutlich erkennbar, ein verächtliches „Ph!"

Mir fing jetzt die Sache an Spaß zu machen, ihr jedoch offenbar nicht. Hoheitsvoll glitten jeden Morgen ihre Blicke über mich weg. Ich war Luft für sie, vollkommen Luft, absolut durchsichtig. Was mich natürlich noch mehr amüsierte. Ich setzte mein spitzbübischstes Gesicht auf und versuchte beharrlich, einen Blick aus den blauen Augen zu erhaschen.

Da begann zu meinem Pech eine längere Regenzeit, für Hamburg der normale Zustand. Der Schirm trat in seine Rechte. Sobald wir einander in Sicht kamen, fuhr mit einem fast hörbaren Ruck ihr Schirm nach der Seite herab und entzog mir neidisch den Anblick ihres Figürchens. Immer nach meiner Richtung senkte sie den Schirm, mochte der Wind den Regen auch gerade von der entgegengesetzten Seite treiben. Ich war boshaft genug, zu hoffen, daß der Wind einmal den ganz unvorschriftsmäßig gehaltenen Schirm überklappen würde. Aber dazu war der Wind offenbar zu ritterlich, denn er tat mir nicht den Gefallen.

Ja, wenn die weibliche Neugier nicht gewesen wäre! Ich hatte schon die Hoffnung begraben, jemals einen freundlichen Blick aus den Augen meiner kleinen Partnerin zu erwischen, als ich eines Tages merkte, wie der böse Schirm sich während unserer Begegnung, anscheinend ganz unwillkürlich, hob und wie zwei blaue Augen unter seinem Rande hervor mich neugierig anblitzten: „Ob er wohl noch?"

Und als das am nächsten Tage sich wiederholte, bückte ich mich schnell und schaute mit listigem Lachen unter dem Schirmrand ihr ins Gesicht, und — wahrhaftig — sie lachte wieder.

Am Tage darauf blieb der Schirm geschlossen, trotzdem es noch etwas regnete. Und da — da hab' ich zum ersten Male genickt.

Sie wurde blutrot. Auf solche Frechheit war sie wohl nicht vorbereitet und wußte im ersten Augenblick nicht, was darauf tun. Dann aber nahm ihr rosiges Gesichtchen den Ausdruck unsäglicher Würde und Hoheit an, und sie neigte ihr Haupt wie eine Königin, die ihres Volkes Huldigungen entgegennimmt.

Acht Tage später aber nickte sie auch. Und nach weiteren drei Wochen nickte sie sogar zuerst. Jetzt fing entschieden die Sache an ihr Spaß zu machen. Dafür begann mir das Gewissen leise zu schlagen. Am liebsten hätte jetzt ich einen Schirm genommen, aber das — nein — das ging nicht, das wäre brutal gewesen, und — lieber Gott! — was war denn auch dabei?

Nachdem einmal das Eis bei ihr gebrochen war, schien sie nun große Lust zu bekommen, das Verfahren abzukürzen. Ihre Blicke wurden immer ermunternder, ihr Nicken immer herzlicher, tausend kleine lustige Schelme schauten aus den Blauaugen und saßen in den beiden Grübchen, die das aufmunternde Lächeln auf dem Pfirsich ihrer Wangen hervorzauberte. Alles schien mir zuzurufen: „Nun, riskier's nur! Ich bin ja gar nicht so." Aber ich riskierte es nicht — aus sehr einfachem Grunde, der sich noch herausstellen wird.

Sie fuhr nun schwereres Geschütz auf. An einem schönen Frühlingsmorgen erschien sie mit einer großen roten Busenschleife. Ich reagierte nicht darauf, reagierte nicht, trotzdem sie am nächsten Tage die rote Schleife ostentativ mit spitzem Finger an einem Ende emporhielt, mit fast unter die Nase. Dieser Mißerfolg schien sie stutzig zu machen. Sie sah mich in der nächsten Zeit mit Blicken an, die alles mögliche bedeuten konnten: Vorwürfe, Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit, Mißtrauen, die erstaunte Frage: „Ja, was soll ich denn noch weiter tun? Was verlangst du eigentlich noch mehr?"

Und dann erfolgte die Katastrophe.

Ich war mit — jetzt kommt ein Geständnis, das die Gewissensbisse erklärt — mit meiner Frau, jawohl, mit meiner lieben Frau in die Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen. Und da — ich bin immer ein Pechvogel gewesen — natürlich laufe ich da, Arm in Arm mit meiner Frau, an der Ecke von Jungfernstieg und Arkaden meinem kleinen Nickverhältnis in den Weg.

Na, das Gesicht hätte man sehen sollen! Einen einzigen Blick erwischte ich nur, in dem aber standen Bände zu lesen: Erstaunen, Entrüstung, tausend flammende Anklagen, tiefste Verachtung.

Ein wahres Glück, daß meine Frau den Blick nicht auffing.

Von diesem Zeitpunkt ab war's aus zwischen uns. Sobald wir uns beim Berliner Bahnhof in Sicht kamen, ging sie im rechten Winkel nach der anderen Straßenseite hinüber. Ich war wieder Luft für sie, vollkommen Luft.

Bis sie mich eines Tages wieder anlachte, stolz, triumphierend. Aber da kam auch sie mir nicht allein entgegen, sondern am Arm eines jungen Mannes, eines flotten, hübschen Kerls. Und ihr Blick schien mir zu sagen: „Was sagst du nun? Jetzt hab' ich doch einen gekriegt, und der ist noch dazu viel hübscher als du, du dummer Kerl! Bilde dir nur nicht ein, daß ich mich überhaupt für dich interessiert habe!" Und während ihre Augen dies sagten, streckte sich — das heißt: beschwören will ich's nicht, aber ich möchte darauf wetten — streckte sich zwischen den süßen roten Lippen auf einen blitzschnellen Augenblick ein kleines keckes spitzes Zünglein hervor.

Warum auch nicht? Verdient hatte ich's ehrlich.

Dann blieb sie meinem Gesichtskreis entschwunden, bis ich sie wohl vier Jahre später ganz zufällig wieder traf. Das war an einem Sommertage, an dem mich mein Weg zufällig durch die Anlagen am Millerntor führte. Ich ging dabei über den Kinderspielplatz und sah, wie ein etwa fünfjähriger schmutziger Schlingel ein kleines, kaum zweijähriges Mädel schlug. Schon wollte ich dazwischen fahren, als plötzlich ein strammer, gut drei Jahre alter Junge sich mit Berserkerwut auf den ihm an Größe und Kraft zweifellos weit überlegenen Uebeltäter stürzte und ihn mit seinen kleinen Fäusten so energisch bearbeitete, daß der Große schleunigst das Hasenpanier ergriff.

„Bravo!" rief ich.

Da sah sich der kleine Sieger stolz um und sagte, wie um sein Tun zu entschuldigen: „Der wollte mein Schwesterchen schlagen!"

„Das hast du gut gemacht," erwiderte ich, griff in die Tasche und gab ihm einen Nickel.

Freudestrahlend wendete er sich um und rief über den Platz weg einer Dame zu, die drüben auf einer Bank saß: „Mutti, der Herr hat mir 'nen Groschen gegeben!"

Ich folgte der Richtung seiner Blicke und sah — sie. Noch ebenso rosig, blond und frisch sah sie aus wie damals, nur ein bißchen rundlicher. Unsere Augen trafen sich im gleichen Moment mit plötzlichem Erkennen.

Ich glaube, wir wurden beide rot wie zwei Backfische. Aber dann sahen wir uns an und lachten, und dann hab' ich ihr zugenickt, und — wirklich: sie nickte wieder.

Und dann sah sie mich an mit einem Blick, in dem vieles lag: Verzeihen einerseits und Stolz und Mutterglück anderseits.

Und dieser Blick — glaube ich — war der schönste, den ich je von ihr bekommen.

Entschuldigungszettel.

Zeehrter Lehrer! Sie haben meinen Fritze bestraft, weil er Ihnen nie antiekt; mein Fritze kann Ihnen nicht antiecken, weil er schielt, wenn also der Junge Ihnen nich antiekt, dann tiekt er Ihnen doch an, bitte darauf zu achten.

Die heiratslustigen Polinnen.

Ein interessantes Dokument wird auf der Universitätsbibliothek zu Krakau aufbewahrt. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Ladislaus IV. der polnische Reichstag zusammentrat, machten die Frauen Großpolens und Litauens eine Eingabe, in der sie durch allerhand Vorschläge eine Verbesserung ihrer sozialen Lage forderten. Diese sogenannten „Jungfrauenartikel" enthalten einige zwanzig Forderungen.

Artikel 1 verlangt: „In Anbetracht, daß es zur allgemeinen Sitte wird, daß die jungen Männer in der Brautwerbung allzuviel Zeit verschwenden und uns mit dem endgültigen Eheschluß allzulange hinhalten, haben unsere Gesandtinnen Fürsorge zu treffen, daß ein Präklusionstermin hinsichtlich der Werbung bis zum tatsächlichen Eheschluß, das heißt längstens bis zum Juni jeden Jahres, festgesetzt werde."

Die beiden nächsten Abschnitte fordern eine Bestrafung der Geldheiraten sowie das Recht, nach eigener Meinung und ohne Bevormundung des Vaters einen Gatten wählen zu dürfen. Artikel 5 verlangt für die Jünglinge, die in der Fastnachtszeit um ein Mädchen werben und es bis zum Juni nicht heiraten, eine Geldstrafe von tausend polnischen Gulden, zahlbar an eine Kasse für verwaiste polnische Jungfrauen.

Artikel 6: „Aus Anlaß dessen, daß viele von den jungen Männern die Familienwirtschaft vernachlässigen und somit, ohne eine Ehe einzugehen, ein allzu hohes Alter erreichen, drängt sich die Notwendigkeit auf, gewisse Termine in jedem Bezirk diesmal im Jahre in einem bestimmten Ort zur allgemeinen Versammlung zu bestimmen, wo sich die Jünglinge und Jungfrauen einzufinden haben, um eine wechselseitige Bekanntschaft nach gegenseitiger Herzensneigung einzufädeln. Wer von den jungen Männern ohne Grund ausbleibt, ist der Ehre für verlustig zu erklären."

Artikel 10 nimmt die Witwen vor. „Da sich nämlich die Witwen trotz des Verlustes eines oder mehrerer Männer nicht entblöden, junge Männer anzulocken, wünschen wir, daß den Witwen dies nach zurückgelegtem vierzigsten Lebensjahre unter der Strafe der Ehrlosigkeit verboten werde, und zwar aus dem Grunde, weil derartige Witwen, anstatt Jünglinge anzulocken, dem Spinnen obzuliegen und das Gebet nicht außer acht zu lassen haben."

Der Häßlichen erbarmt sich Artikel 13, indem er zollfreie Einfuhr und Steuerfreiheit für Schminken, Salben und andere Schönheitsmittel begehrt, denn: „Da nicht jede Jungfrau mit blendender Schönheit ausgestattet ist, seien den Minderbegünstigten die Mittel zur Hebung ihrer Reize keineswegs zu versagen."

Artikel 18 verlangt, der hohe Reichstag möge dafür sorgen, daß nur Leute von gleichem Charakter einander heiraten.

Artikel 20 sagt: „Da es Ehemänner gibt, die ihren Frauen Tanzbelustigungen, Scherze und sonstige Kurzweil verwehren, so mögen unsere Gesandtinnen darauf sehen, daß uns dieses alles bis auf zehn Jahre nach unserer Verheiratung gestattet werde."

Die Schlußartikel legen dem Hohen Reichstag noch einmal kurz zusammengefaßt die üble Lage der Frauen ans Herz.

Die kleinen Feldgrauen im Federkleid.

Ihr Kleinen, feldgrau im Federkleid
Hat Gott so lieb euch geschaffen;
Zwar zieht ihr nicht aus zu Schlacht und Streit,
Gewanzert, mit tödlichen Waffen.

Ihr sitzt auf dem Damme und ruft: „Pieh!"
Das ist eure Sprache, indessen
Im Lenz ist's ein Juchzer, im Winter heißt's „Gieh!"

„Wir haben kein Körnchen zu fressen."
Kahl ist die Flur, das Schnäblein nebt
Klein Täubchen, leer ist der Magen,
Denkt doch, wie uns zumute jetzt,
Wir können ja „Pieh" nur sagen!

Dumm braucht nicht sein, wer's nicht versteht;
Verstand sei ihm unbenommen;
Er ist, wie's bei der Geburt oft geht,
Mit dem Herzen zu kurz gekommen.

Ihr „Pieh" ist Bitte und Dank in eins,
Und sonst noch schöne Worte
Finden sie für die Menschen keins;
Sie fliegen von Ort zu Orte.

Sie kennen weder Sprachenzwang,
Noch Nationalitäten,
Nicht Kastengeist und hohen Rang,
Durch Macht und Gold vertreten.

Die Politik blieb ihnen fremd,
Und Landesherrenrechte,
Nicht mal den Hirten sie ein Hemd,
Doch sind sie keine Knechte.

Sie sind das treu'ste Volk der Welt;
Im Flug sie's Luftmeer durchseilen;
Ihr Baldachin ist's Himmelszelt;
Ihr Reich zählt nicht nach Meilen.

Man schmält über Hyp'gen Brotverbrauch,
Schilt Verschwendung, wird Gebäck trocken,
Und im Winter braucht doch Nahrung auch
Das Vöglein, das lebt von Brocken.

Man achtet's nicht, daß Gott schuf das,
Dein Leben tut sich regen,
Nicht blos für Menschennutz und -spaß,
Sondern der Schöpfung wegen.

Ihr kleinen Grauen im Federkleid
Blickt bang auf den Menschen hernieder,
Der darben euch läßt zur Winterszeit;
Und im Frühling singt ihr ihm Lieder.

Wofür die Bayern sind.

Der König von Bayern besuchte seine Truppen im Felde. Dabei kam er hinter der Front an einigen Dreschmaschinen vorüber, die, von Feldgrauen bedient, auf den Feldern in Tätigkeit waren. Der König ließ den Kraftwagen halten und fragte einen gerade vorbeigehenden Gefreiten: „Sie da, mein Sohn, sind dort drüben bei den Maschinen auch Bayern dabei?"

„Zu Befehl, nee Exzellenz," erklärte der Mann, der den Fürsten nicht kannte, „Bayern sind da keene dabei!" Und dann fügte er noch pfiffig lächelnd hinzu: „Zu Befehl, Exzellenz, die Bayern sind se nämlich merschtenteils mehr fürs Handdreschen!"

Scheidestunde.

In Schwaben zog der Nebel das Gebirg entlang,
Grau ringsum lag die Welt, der Regen goß endlos!
Die jungen Birken zitterten, die Hundertjähr'gen
Des Forstes stöhnten; angstvoll ins Getüft geduckt,
Fest sich anklammernd, kauerte der Brombeerbusch
An dem des Abends Nebelkleid in Fetzen hing.
Mit nassen Schwingen mühte draußen sich ein Falk,
Vergebens ringend mit dem Sturm, der klagend uns
Das letzte Wort vom Munde riß und weiter trug,
Es rasch verwehend .. jenes letzte Wort:
„Lebwohl!"

Kochrezepte.

Westfälischer Zwetschenpudding (Jan im Sack).

Man nehme dazu 1½ Pfund Reis und 1 Pfund getrocknete Zwetschen und wasche beide sorgfältig. Dann lege man eine in heißem Wasser stark ausgedrückte Serviette in eine tiefe Schüssel, gebe Reis und Zwetschen nebst Salz lagenweise darauf und binde die Serviette so zu, daß Raum für das Aufquellen bleibt; bringe es mit einem Teller darunter und reichlich mit kochendem Wasser bedeckt, zu Feuer und lasse 2 Stunden lang kochen. Beim Anrichten tut man den Pudding über ein Drahtsieb, schneidet den Bindfaden auf und löst die Serviette, stürzt den Pudding, begießt ihn mit brauner Butter und bestreut ihn mit grob gestoßenem Zucker. Besonders wohlschmeckend ist, wenn man nur ½ Zwetschen und ½ Rosinen nimmt.

Essiggurken.

Kleine, gleichgroße Gurken legt man in eine Schüssel, überstreut sie mit Salz und läßt sie 24 Stunden stehen. Von Zeit zu Zeit schwingt man sie um. Alsdann reibt man dieselben mit einem reinen Tuche sorgfältig ab. Nun stellt man den nötigen Weinessig auf den Herd, gibt, sobald derselbe kocht, die Gurken hinein, läßt sie einen Wall aufkochen, nimmt sie sodann rasch heraus, legt sie mit ganzem Pfeffer, Nelken, Fenchel, Estragon, Pfefferkraut schichtweise in einen Steintopf, dessen Boden man zuvor mit reingewaschenen Rebenblättern belegte, und gießt den kochenden Essig darüber. Nachdem das Ganze erkaltet, legt man, um Schimmelbildung zu verhüten, einige Scheibchen Meerrettig oder in ein Läppchen eingebundene Senfkörner auf die Gurken, bedeckt sie mit Rebenblättern und einigen Schieferstückchen und bindet den Topf zu. Sehr einfach und ebenfalls gut ist folgende Einmachart: Die Gurken werden gewaschen, getrocknet, in einen Steintopf, in den etwas Salz, Pfeffer, Nelken usw. gestreut werden, gelegt. Man gibt abwechselnd Gurken und Gewürz in den Topf. Dann gießt man soviel kalten Essig darüber, daß die Gurken damit bedeckt sind, gibt Meerrettichscheiben oder Senfkörner zu, beschwert die Gurken leicht und bindet den Topf zu.

Mixed Pickles.

Kleine Gurken, Tomaten, Bohnen, junge Melonen, Kürbisse, Schalotten, Perlzwiebeln lege man in starkes Salzwasser, bis sie hinreichend durchzogen sind. Dann fülle man sie in ein Holzgefäß, übergieße sie mit kochendem Wasser lasse sie über Nacht stehen und wiederhole dies. Ein drittes Mal wird es nötig, wenn die Gurken schon etwas größer sind. Nun koche man guten Essig mit Gewürz, wie Pfeffer, Senf, Muskatblüten, Nelken usw. und, nachdem die Pickles in ein Faß gelegt wurden, in welchem sie bleiben sollen, übergieße man sie mit dem kochendem Essig soweit, daß sie vollständig davon bedeckt sind. Darüber kommt am besten eine Lage von Rebenblättern, wodurch den Gurken ihre schöne, grüne Farbe erhalten wird. Auf diese Weise behandelt, ist der Inhalt kleiner Fäßchen schon sofort für den Tisch verwendbar, sobald nur das Eingemachte hinreichend ausgekühlt ist. Bei größeren Gebinden sind dazu 1 bis 2 Tage erforderlich. Man kann nunmehr die Pickles auch beliebig in Steingut- oder Glasgefäße einfüllen.

Mexikanisches Spaghetti.

2 Tassen voll Spaghetti, 2 Eßlöffel Speckfett, 1 mittelgroße Zwiebel, ½ Tasse fein gewiegter Schinken, 1 Zehe Knoblauch, 12 getrocknete Chili-Pfeffer, 2 Tassen Büchsentomaten, 1 Teelöffel Salz, ½ Tasse geriebene Semmeln. Die in Stücke gebrochenen Spaghetti werden in reichlich Salzwasser weich gekocht, abgegossen und kalt abgespült. In dem Speckfett wird die fein gewiegte Zwiebel und der Schinken geröstet, sodann die Tomaten nebst Salz und, nach Geschmack auch Pfeffer, hinzugefügt und das Ganze gekocht, bis es dick wird. Die Pfefferfrüchte werden ausgeschabt, 10 Minuten in kochendem Wasser ziehen gelassen und dann fein gewiegt. Eine Pfanne wird mit dem Knoblauch eingerieben und hierauf die Spaghetti, die Tomatenmischung und die Pfeffer lagenweise eingefüllt, das Ganze mit Schmelkrumen und ein klein wenig Butter bedeckt und schnell in heißem Ofen gebräunt.

Kellerschnecken

werden erfolgreich gefangen durch Auslegen von mit flüssigem Pech bestrichenen Holzstückchen. Sie kriechen auf diese Auslagen, bleiben kleben und können dann durch Verbrennen vollständig vertilgt werden.